

Aalener Jahrbuch 1986

Herausgegeben vom Geschichts-
und Altertumsverein Aalen e.V.

Bearbeitet von Karlheinz Bauer

Konrad Theiss Verlag
Stuttgart und Aalen

Ein Leben als Steiger in der Wasserralfinger Grube

Wilhelm Koch

Altbürgermeister Alfred Maier von Hofen erzählte auf Tonband (aufgenommen von Wilhelm Koch), wie er 1919 in der Grube bei Wasserralfingen Bergmann wurde und wie man damals arbeitete. Er war der letzte Steiger, dessen Schicht im April 1945 den Faber-du-Faur-Stollen unter der heutigen Triumphstadt befuhr.

Herr Maier, Sie waren der letzte Obersteiger . . . ?

Nein, nein! Nicht Obersteiger. Ich war Steiger. Das habe ich schon so oft berichtet. *Nun, ich war im festen Glauben. Doch was ist ein Steiger, was ist ein Obersteiger? Ein Laie weiß das nicht.*

Der Obersteiger ist der Betriebsleiter. Er kann und muß die Grube befahren. Aber er fährt nicht jeden Tag ein und nicht zur gleichen Zeit wie der Steiger. Ein Steiger muß mit seiner Belegschaft einfahren, morgens um 6 oder mittags um 2 oder abends um 10 Uhr, wie es eben auf seine Schicht fällt.

Wieviele Steiger gab es in den Aalener Gruben?

Als ich 1919 begonnen habe, war im Wasserralfinger Stollen nur ein Steiger. Zuletzt waren wir dann in Aalen fünf Steiger, als nach 1933 der Abbau gesteigert wurde, fünf Steiger und ein Maschinensteiger. Dieser hatte die Maschinen zu besorgen, den Kompressor, die Fördermaschinen und die Bohrmaschinen.

Wieviele Untergebene hatte ein Steiger und was waren seine Aufgaben?

Ein Steiger hatte etwa 60 Mann in der Schicht. Er hatte ganz allgemein die Aufsicht und die Verantwortung in der Grube. Er mußte die Leute für die einzelnen Aufgaben einteilen. In Wasserralfingen traf man sich vor der Schicht im Unterkunftshaus, das ist die heutige Wirtschaft zur „Erzgrube“. Zuerst wurde ein Gebet gesprochen. Dann wurde „verlesen“, das heißt, es wurde namentlich aufgerufen und notfalls die Arbeit eingeteilt. An sich hatte jeder seine feste Arbeit. Aber wenn einer fehlte, vielleicht wegen Krankheit, dann mußte umdisponiert werden, dann mußte einer aus dem Streckenvortrieb in den Abbau oder auch umgekehrt. Was Streckenvortrieb ist? Da waren die sogenannten Richtstrecken, sie wurden in der Richtung angelegt und gebaut, in welcher der Abbau vorangetrieben werden sollte. Von dieser Richtstrecke, dem Hauptweg, gingen nach links die Abbaustrecken ab und im Abbau gab es wieder die Vorstrecke, die Ladestrecke und zur Wetterführung noch eine Kopfstrecke und diese Wetterstrecke lag höher als die Richtstrecke.

Was heißt Wetterführung?

Das Wichtigste unter Tag ist die Luftzufuhr. Der Bergmann hat bei seiner Arbeit einen hohen Sauerstoffbedarf. Darum muß im Bergwerk ein ständiger Luftwechsel stattfinden.

den, sonst müßten die Bergleute zuletzt ersticken. Ohne Luftwechsel würde die Hitze im Erdinnern in solchen Tiefen jede Arbeit unmöglich machen. Die Schwaden der Sprengungen müssen raus. Darum heißt es: Luft zu, Luft ab. Die warme Luft geht nach oben und darum liegt die Wetterstrecke immer höher, aber in der Richtung parallel zur Richtstrecke. Ladestrecke ist die Strecke, auf der das abgebaute Erz zur Förderstrecke gebracht wird. Der Vortrieb am Hauptstollen betrug zwischen 4 und 4,50 Meter am Tag, bei drei Arbeitsschichten.

Wie breit sind die einzelnen Stollen?

Zuletzt, bei Attenhofen, wurde anders gearbeitet als bei den Stollen unter Röthardt. Bei Attenhofen waren die Stollen etwa 2,20 Meter breit und bis zu 2,40 Meter hoch, man konnte also gut stehen. Das Flöz, die erzführende Schicht, war 1,40 bis 1,60 Meter stark. Darüber kam im Hangenden eine weiche Tonschicht von etwa 0,80 Meter Stärke. Diese weiche Schicht konnte man nicht gut ausbauen, sie arbeitete und brach immer nach. Ihr Gewicht drückte sehr stark auf die hölzernen Türstöcke und dann brachen die Kappen und mußten nachgebaut werden. Kappen? Das sind die Deckenhölzer. Türstöcke sind zwei Stempel mit einem Querholz und dieses wurde mit Keilen festgetrieben. Damit war eine Quetschung möglich und das obere Türholz, die Kappe, wurde nicht gleich zusammengedrückt. Man mußte eben immer wieder neue Keile treiben. Die Türstöcke standen in einem Abstand von ungefähr einem Meter. Die Stollen wurden seitlich noch gegen den Druck des Berges versteift mit Holz und mit alten Grubenschienen.

In welchem Abstand gingen dann vom Haupt- oder Richtstollen die Seitenstollen ab?

Etwa alle 80 Meter. Zwischen Hauptstollen und den Ladestrecken mußten Pfeiler stehen bleiben, um den Druck des Hangenden aufzufangen. Das waren Sicherheitspfeiler, sie waren etwa 10 Meter stark. Vom Hauptstollen aus wurde nur nach einer Seite zu abgebaut, nach links in Richtung auf den Berg gesehen, und zwar deshalb, weil das Flöz nach Südwesten zu etwa um 1 Prozent einfällt. So konnte an der Hauptförderstrecke das Wasser abgefangen werden. Hätte man auch nach rechts abgebaut, dann wäre das Wasser nachgelaufen und hätte den Stollen langsam ertränkt. Das Einfallen des Flözes hängt mit der Alpenfaltung und der dadurch bedingten Hebung der Alb zusammen.

Die genaue Lage der beiden Flöze kannte man ja genau?

Selbstverständlich. Darum wurde schon der Hauptförderstollen, der Wilhelmsstollen 14 Meter unter dem Hauptflöz angesetzt. Der Wetterstollen wurde in diesem Flöz vorangetrieben und bei 600 Meter hat man erstmals beide Stollen durch einen Blindschacht verbunden. Blindschacht heißt: Kein Durchschlag zur Erdoberfläche. Vor diesem Blindschacht, 600 Meter im Berg, gab es für beide Stollen zunächst keine Luftzufuhr. Früher sprengte man mit Schwarzpulver und das gab dicke Rauchschwaden. Diese zogen zwar lange nicht ab, waren aber doch nicht so giftig wie die Abgase von Donarit und Romperit und wie die neuen Sprengstoffe alle hießen. Also, nach 600 Me-



66 Alfred Maier (1902–1978), der letzte Steiger in den heimischen Erzgruben. Er war von 1945 bis 1966 Bürgermeister der Gemeinde Hofen

ter waren Hauptförderstollen und Wetterstollen noch etwa 6 Meter auseinander und da verband man sie zum ersten Mal durch den Blindschacht und von da ab hatten beide Stollen Frischluft. Insgesamt geht der Bergbau unter Röthardt 1000 Meter in den Berg hinein. Nach 800 Meter wurde noch einmal ein Blindschacht getrieben und bei etwa 1000 Meter treffen sich beide Stollen im Berg.

Das ist in großen Zügen also die Anlage des Bergwerks. Wie wurde das Erz in der Tiefe des Berges abgebaut?

Mit Maschinen wurde zu der Zeit, als ich in Wasseraufingen lernte, noch nicht gearbeitet. Aller Abbau geschah im Handbetrieb. Wegen der Enge des Raumes konnte man auch nicht mit großen, groben Handwerkzeugen arbeiten. Man mußte mit kurzstielligen Fäusteln und Meißeln arbeiten. Jede Abbaustelle, jeder „Ort“ war etwa 20 Meter lang. Ein erfahrener Hauer mußte das Gestein genau kennen. Dieses hatte, als Folge des Gebirgsdruckes, sehr feine Haarrisse und da mußte – Geschicklichkeit war alles – der Hauer seinen Meißel ansetzen. Zuerst hatten die Bergleute ja nur Öllampen. Die gaben wenig Licht, aber sie qualmten fürchterlich. Als ich ins Bergwerk kam, verwendete man schon Karbidlampen. Die gaben ein helles, fast grelles Licht. Wichtig war, sie richtig einzustellen und genau zu regulieren, daß sie nicht vor der Zeit ausgingen. Wenn man sie richtig einstellte, dann stanken sie auch nicht. Wenn man ein Sprengloch bohrte, dann mußte ein Mann meistens knien, um den Meißel zu halten. Den Meißel mußte man nach jedem Schlag, spätestens nach jedem dritten Schlag ein wenig drehen, sonst gab es einen „Fuchs“. Die Vertiefung im Gestein wurde einseitig und der Meißel ließ sich nicht weiter drehen. Gesprengt wurde stets am Ende der Schicht. Dann konnten die Rauchgase abziehen, bevor die nächste Schicht begann. Zu Beginn jeder Schicht mußte der Hauer zuerst das anstehende Gestein abklopfen und lockeres Gestein herabschlagen. Es gehörte viel Erfahrung dazu, die Gefahren zu erkennen.

Und wie kam das Erz zu Tage?

Zwischen Ort und Hauptförderstrecke wurde es zunächst in kleine „Hundle“ verladen und damit zu den „Hunden“ der Hauptförderstrecke geschafft und hineingekippt. Der Name Grubenhund kommt wohl daher, daß vor unvordenklichen Zeiten das Erz von Hunden mit Tragetaschen zu Tag gebracht wurde. So ein großer „Hund“ auf der Hauptförderstrecke faßte etwa 1 Kubikmeter Erz und wog ungefähr an die 18 Zentner. Die Schlepper fuhren diese Hunde zur Mündung des Förderstollens, zur Scheidhütte. Da der Förderstollen etwa 1 Prozent Gefälle hatte, ging das ganz gut. Man mußte sogar aufpassen und rechtzeitig bremsen, damit der Wagen nicht aus den Schienen sprang. Sonst hätte man ausladen, den Wagen einhebeln und neu – von Hand natürlich! – beladen müssen und das war ein mühsames und zeitraubendes Geschäft und die Schlepper von den anderen Orten mußten die Hauptförderstrecke ja auch benutzen. Im Freien wurde dann das Erz auf die Scheidische gekippt. Das war nicht leicht und manchmal mußten die Scheidleute dem Schlepper helfen. Die Hunde waren ganz grobe, blöckische Dinger mit handgeschmiedeten Achsen. Manche liefen leicht,

andere recht schwer. Ich weiß die Nummern heute noch; ganz besonders schwer liefen die Nummern 4, 8 und 22. Und die Bremsen waren ganz einfache Scheibenbremsen, die mit einem Hebel bedient wurden.

Nun zu den einzelnen Arbeiten. Die Morgenschicht hat um 6 Uhr begonnen. Zuerst wurde gebetet, dann verlesen und eingeteilt. Ein Steiger hatte 60 Mann in seiner Schicht. Was hatten diese zu tun?

Da waren zuerst 12 Mann an der Scheidstelle. Das war eine nach allen Seiten offene Hütte, die nur ein Dach gegen Regen und Schnee hatte. Seitenschutz gab es keinen. Die Leute mußten sich warm arbeiten und wenn es im Winter mal ganz schlimm war, dann konnte man ein paar Minuten zu den Schmieden hinüber und sich etwas aufwärmen. Auf der Scheidstelle arbeiteten die Jungen von 14 bis 20 Jahren. Die begannen sofort nach der Schule, aber vor 20 durfte keiner unter Tag arbeiten. Und da waren die Alten, mit 65 mußten sie aufhören, aber mit 60 fuhren sie meistens nicht mehr ein.

Im Berge wurde an fünf Orten gearbeitet, ein Ort war etwa 20 Meter breit und da arbeiteten zwei Hauer, ein Schlepper mußte für die beiden das Erz zur Hauptförderstrecke bringen. Drei Schlepper schafften das Erz zu Tage und die leeren Hunde zurück und das war schon eine recht schwere, anstrengende Arbeit. Dann waren in der Schicht drei Schmiede. Die hatten das Handwerkszeug, die Fäustel und die Meißel, instand zu halten. Auch die Wagen und die Geleise. Das Handwerkszeug wurde übrigens vom Hüttenwerk gestellt.

Dann war noch ein Speidelmeister da, der hatte für die Stiele, die hölzernen Stiele des Geräts zu sorgen. Er mußte die Keile machen und er hatte immer genügend Schließen bereit zu halten. Was Schließen sind? Kleine Keile, mit denen die Geleise befestigt wurden. Die Spur der kleinen „Hundle“ war 60 Zentimeter und die der großen „Hunde“ 80 Zentimeter.

Dann waren, je nach Bedarf, Leute einzuteilen für den Vortrieb der Richtstrecke und des Wetterstollens und da arbeiteten vor Ort mindestens je ein Hauer und ein Schlepper. Das Sprießholz mußte über die Wetterstrecke eingebracht werden, es mußte verbaut werden für Türstöcke, Kappen und Seitensicherung. Ein erfahrener Bergmann mußte die Strecken abgehen und abklopfen. Das machte lange der „alte Berggeist Schiele“, später einer namens Oppold. Einer, meistens ein älterer Mann, mußte die Unterkunft versorgen, warmes Wasser machen und die Waschbecken sauber halten, auch die ganze Unterkunft instand halten. Duschen gab es damals noch keine. Früher, aber das war schon zu meiner Zeit nicht mehr, mußte ein Mann von Hand den großen Ventilator treiben, acht Stunden lang. Der Mann hieß der „Alpenmelker“. Zu meiner Zeit hatte man schon einen Elektromotor für den Ventilator. Das muß ich ausdrücklich noch sagen, zu meiner Ausbildungszeit arbeiteten nur etwa 60 Mann bei Wasseralfingen und Attenhofen. Später, also nach 1934, waren es dann fünf bis sechs Schichten, aber da arbeitete man schon im Faber-du-Faur-Stollen in Aalen. Der Zusammenhalt

unter den Bergleuten war einzig. Das war wie eine Familie. Sie waren ja auch aufeinander angewiesen.

Wo sind die Leute hergekommen, ich meine, wo haben sie gewohnt?

Hauptsächlich in Oberalfingen, Attenhofen und Röthardt, aber auch in Himmlingsweiler, Fachsenfeld und Hüttlingen. Einer war sogar von Westhausen. Der ist täglich von Westhausen „rüber und nüber“ gelaufen. Er war ein alter Hauer, ein fester Mann, er hat Anton Schlipf geheißt. Der ist täglich von Westhausen auf die Erzgrube gegangen und zurück. Er war schon pensioniert, als man den Attenhofer Stollen angefangen hat. Der ist morgens um 4 Uhr daheim fort und mittags um 2 Uhr, nach Schichtschluß, wieder seine zwei Stunden zurück. Das waren täglich vier Stunden Wegzeit bei jedem Wind und Wetter. Von Wegegeld hat man damals noch nichts gewußt. Er ging nicht oben über den Wald, sondern der Höhenlinie entlang Richtung Oberalfingen. In der Woche waren das sechsmal vier Stunden Wegzeit, denn damals hat man ja auch am Samstag voll gearbeitet. Er kam auch bei tiefem Schnee und in der Sommerhitze. Zu Hause hatte er noch eine kleine Landwirtschaft und zwei Kühe. Ein paar Äckerle haben die meisten Bergleute gehabt. Die gaben wenigstens das Essen und große Ansprüche hat man nicht gekannt. Während der acht Stunden Arbeitszeit in einer Schicht gab es auch nur eine kurze Vesperpause.

Welche Ausbildung hatten die einzelnen Männer und was haben sie verdient? Hat man im Taglohn gearbeitet oder im Akkord?

Die Hauer waren die bestbezahlten Arbeiter im Hüttenwerk, überhaupt in allen Bergwerken. Sie wurden nach der Leistung bezahlt, und zwar wurde monatlich abgerechnet. Man kannte die Dicke des Flözes und die Breite des Ortes und dann wurde am Monatsende der Fortschritt gemessen. Jedesmal wurde ein Pflock eingeschlagen und danach der Fortschritt gemessen. Da war der Obersteiger und der Steiger dabei. Alle übrigen erhielten Taglohn, etwa 80 Pfennig in der Stunde. Ein guter Hauer konnte auf 2 Mark kommen. Aber dann mußte er geschickt arbeiten und durfte sich nichts schenken. Bergmann sein war ein harter Beruf.

Und die Ausbildung?

Die Zimmerleute und Schmiede hatten ihre Handwerksausbildung. Wer Bergmann werden wollte, mußte auf dem Scheidplatz anfangen. Er mußte das Erz kennenlernen, er mußte Erz und taubes Gestein rasch und sicher unterscheiden können, auch später im Berg vor Ort, wenn er als Schlepper oder gar Hauer arbeitete. So mußte jeder Bergmann als Lehrling auf dem Scheidplatz anfangen.

Wie war Ihr Werdegang als Steiger?

Ich habe in Aalen die mittlere Reife gemacht, das Einjährige, das war im August 1919, da war ich 17 Jahre alt. Im Krieg war ich nicht mehr. Aber ich mußte froh sein, daß ich im Hüttenwerk als Praktikant anfangen konnte. Die Praktikanten oder Lehrlinge hießen damals Bergzöglinge, ich also Bergzögling. Ich mußte von der Pike auf ran. Zunächst war ich 14 Tage in der Scheidhütte. Da ich noch nicht 20 war, brauchte ich eine

besondere Erlaubnis, daß ich unter Tag arbeiten durfte. Aber wegen meiner Ausbildung wurde die Genehmigung erteilt. So kam ich gleich nach der Scheidhütte als Schlepper in den Hauptstollen unter Tag, vier Wochen lang. Dann kam ich als Schlepper zu einem Hauer. Das war schon ein Schlauch, 14 Tage von der Schule weg und dann Schlepper im Bergwerk. Dabei war ich in der Schule der Zweitkleinste gewesen, aber im ersten Jahr meiner Bergwerksausbildung bin ich in die Höhe geschossen wie eine Bohnenstange. Schon recht, aber an der Kraft hat es doch gefehlt, und die Kriegszeit war eine Hungerzeit gewesen. Ich habe vor Ort ein kleines „Hundle“ beladen, zum großen Hund geschleppt, hinübergekippt und mein „Hundle“ wieder zurückgedrückt. Dann bin ich einem Hauer als Lehrling zugeteilt worden. Er hieß Stock, war von Attenhofen und war ein guter Hauer. Da mußte ich auch ran. Damals hat Dr. Weigelin, ein Geologe, den Obersteiger gemacht, denn der Obersteiger Jungk war schon sehr alt. Als Dr. Weigelin im zweiten Monat zusammen mit dem Steiger unsere Förderung vermessen hat, hat er zu meinem Hauer gesagt: „Herr Stock, Sie haben jetzt mit Ihrem Lehrling Maier zusammen mehr als das Doppelte verdient. Sie müssen ihm einen höheren Anteil geben!“ Und das geschah dann auch. Zuerst auf dem Scheidplatz, die vier Wochen als Schlepper auf der Hauptförderstrecke, die vier Wochen als Schlepper vor Ort und die acht Wochen als Lernhauer habe ich 50 Mark im Monat bekommen. Für 196 Arbeitsstunden im Monat waren dies 26 Pfennig in der Stunde. Nun habe ich 60 Prozent vom Akkordverdienst eines durchschnittlichen Hauers bekommen und mein Lehrmeister hat immer noch weit mehr gehabt als ein Durchschnittshauer. Denn ich habe mir nichts geschenkt. Ich wollte etwas werden.

Nach einigen Monaten bin ich zum Neubau des Wetterstollens bei Attenhofen gekommen, um dort die Arbeit kennenzulernen. Damals wurden die ersten 70 Meter geschlagen und ausgemauert. Wie dann der Anschluß an die bisherigen Stollen geschafft war, wie der Stollen durch war, da hat es ganz schön gezogen. Manchmal ist auch nachgebrochen. Dann mußte man im nahen Wald Faschinen machen.

Hat es im Bergwerk Unfälle gegeben?

In der Zeit von 1919 und 1920 weiß ich nur von einem Unfall. Als eine Wand einbrach, wurde einem Bergmann der Fuß abgeschlagen. Der Knochen war zersplittert. Der Mann mußte invalidiert werden.

Im Herbst 1920 bin ich dann nach Kochendorf gekommen in das Steinsalzbergwerk, dort war ich wieder ein Jahr als Bergzögling. Beide Bergwerke haben ja dem Land Württemberg gehört. Dort habe ich gelernt, wie man Steinsalz gewinnt. Dann bin ich drei Monate nach Oberhausen im Ruhrgebiet auf die Steinkohlenzeche Jakobi. Damals war noch englische Besatzung dort und viele von den Bergleuten waren Jugoslawen, Italiener, Ungarn und hauptsächlich Polen. Da war es unmöglich, auch nur ein Zimmer zu finden. Ich habe mit sechs bis acht Mann auf einem Zimmer gelegen. Morgens gab es geröstete Kartoffeln und mittags geröstete Kartoffeln mit Leberwurst und abends Leberwurst und geröstete Kartoffeln. Gelegentlich gab es mal Pferdefleisch

und dieses Essen hat mir schon gar nicht geschmeckt. Ich bin dann für drei Jahre auf die hiesige Grube zurück. Ostern 1924 bin ich auf die Bergbauschule in Siegen in Westfalen und habe nebenher gearbeitet als Hauer. Mein Vater hatte nur eine kleine Rente. Er konnte mir nichts geben. Inzwischen war die Inflation vorbei. Es gab die Rentenmark, wertbeständiges Geld. So war ich Werkstudent auf der Bergschule und fuhr jeden Mittag oder nachts ein und vormittags ging ich auf die Schule. Da mußte man sich ranhalten, um während des Unterrichts wach zu bleiben. Die Leute aus dem Ruhrgebiet hatten es leichter, sie konnten daheim sein und mußten auch nicht so viel arbeiten. 15 Schichten im Monat waren Vorschrift für die Bergbauschüler. Aber wenn einer den Obersteiger kannte und das Geld nicht brauchte, bekam er auch einmal eine Schicht gutgeschrieben. Ich habe selten einmal eine Schicht ausgelassen, vielleicht wenn ich zu müde war oder wenn Schularbeiten zu machen waren. Ich habe dort immer als Hauer gearbeitet. Dort war Gangwerkbau, das ist eine ganz andere Arbeitsmethode als bei uns. Das Bergwerk wird nicht in Schichten, sondern dem Gang nach betrieben.

Dann bekam ich Anschluß an eine Schachtkolonie. Das sind Kolonnen von etwa 16 Mann, Spezialisten für das Abteufen von Schächten. Das wollte ich einfach kennenlernen. Aber der Betriebsführer hat gesagt: „Das hat es noch nie gegeben, daß ein Werkstudent mit der Abteufkolonie arbeitet. Außerdem ist die Verantwortung viel zu groß!“ Aber der Schachtmeister hat sich ein paarmal mit mir unterhalten und hat dann auch gemerkt, daß ich ein Schwabe bin. Das hat ihm gefallen und zuletzt, ich habe ihn ein paar Monate geplagt, hat er mich dann doch genommen, aber nur, weil die von der Grube zu ihm gesagt haben: „Den kannst ruhig nehmen, der schafft!“ Bei Schachtabteufen ist man auf den dreifachen Lohn gekommen wie beim Abbau. Ich bin in einer Schicht auf 15 Mark gekommen und das war damals viel Geld. Fast 2 Mark in der Stunde. Die anderen haben 80 oder 90 Pfennig verdient. Beim Schachtabteufen hat man sein Gedinge gehabt für den laufenden Meter Gesenke. Die Leute haben einander getrieben. Ich habe dann trotzdem mein Examen gemacht und bin dann wieder heim nach Süddeutschland.

Dann sind Sie doch längere Zeit nach Amerika. Haben Sie dort als Bergmann gearbeitet?

Ja, als ich nach Wasseraufingen zurückkam, war die Grube geschlossen. Ein Bruder und zwei Schwestern von mir waren schon in Amerika und sonst noch einige Verwandte. So bin ich 1926 auch rüber, weil es bei uns kaum Arbeit gab. In Amerika habe ich alles Mögliche gearbeitet, wie das in Amerika so ist. Einmal sollte ich in einer Goldmine für einen Franzosen arbeiten. Aber die Mine war schon ausgebeutet und ich sollte erst Aktien kaufen. Die Sache schien mir zu windig und so bin ich nicht hin. Dann habe ich meine Verlobte nachkommen lassen und wir haben drüben geheiratet. Drüben wurde es immer schwerer, Arbeit zu finden. So ging meine Frau im Januar 1933 zurück und ich kam am Heiligen Abend 1933 auch wieder zurück. Aber ich

wollte nur einen Besuch machen, ich hatte eine Rückfahrkarte. Aber dann bin ich doch geblieben, weil ja in Amerika auch keine Arbeit zu bekommen war. Siebeneinhalb Jahre war ich drüben.

Daheim habe ich als Hilfsarbeiter bei der Firma Dauser gearbeitet. Damals wurden die ersten Hallen für die Alfing-Werke gebaut.

Wenn ich mich recht erinnere, war der Wasseralfinger Stollen im Jahre 1924 geschlossen worden; er war unrentabel geworden. Ich glaube, Ende April oder Anfang Mai 1933 haben sie die Grube wieder aufgemacht. Aber ich bin noch bis November Bauhilfsarbeiter geblieben. Doch der neue Obersteiger Koppe ist jeden Tag an unserer Baustelle vorbeigekommen, ich sollte wieder in die Grube gehen und sehen, daß ich vorankomme. Da bin ich eben zuletzt hingegangen.

Als was haben Sie dann angefangen?

Zuerst als Hauer. Ich habe auch die neue Grubenlokomotive, eine Humboldt-Deutz-Maschine, gefahren. Die Belegschaft war ja zunächst gering und man mußte die Grube erst vorrichten. Ich bin dann Aufsichtshauer geworden und nach einiger Zeit auch Steiger. Ich habe mich mit dem Obersteiger nicht sehr verstanden. Er war ziemlich positiv für die neue Regierung eingestellt und ich war das Gegenteil. Ich habe von drüben schon gewußt, was kommt. Meine Frau hat damals bei einem polnischen Juden gearbeitet. Den kannte ich gut und der sagte mir: „Alfred, wenn Du jetzt nach Deutschland gehst, kommst Du in etwas hinein. Da wirst Du was erleben. Die bekommen den größten Krieg. Du wirst es erleben!“

Der Attenhofer Stollen ist dann aufgegeben worden. Im Dezember 1939 habe ich das letzte Gleis und die letzte Maschine aus dem Attenhofer Stollen herausgeholt. Wir waren dafür nur noch eine Belegschaft von 15 Mann. Alles Gerät und die ganze Belegschaft kam zum Faber-du-Faur-Stollen nach Aalen. Dort arbeiteten dann bis zu 360 Bergleute unter der heutigen Triumphstadt, unter dem Langert. Dort habe ich als Steiger gearbeitet, auch zeitweise auf dem Lohnbüro, die Kaufleute waren ja eingezogen. Im April 1944 mußte ich bei Alfing die Stollen bauen und gleichzeitig die Stollen für das Hüttenwerk. Das mußte alles rasch gehen.

Dann kam das Kriegsende, der Einmarsch der Amerikaner.

Ja, nach dem Bau der Fluchtstollen für Alfing und für das Hüttenwerk bin ich wieder zum Faber-du-Faur-Stollen zurück. Da haben immer noch an die 300 Leute gearbeitet. Das war dann an einem Donnerstag, am 17. April 1945. Wie ich da mittags nach dem Schichtwechsel herauskam, war das halbe Grubengebäude zusammengeschmissen, die Waschkammer und alle Maschinenschuppen waren weg und von meinem Fahrrad fand ich nur noch die Lenkstange. Ich habe mir im Magazin einen Papiersack geholt. Dann habe ich alles, was ich von meinen Kleidern noch gefunden habe, eingepackt und bin im Bogen um die Stadt, über den Pflaumbach und den Hirschbach heim nach Hofen. Auf dem Heimweg habe ich noch gesehen, wie die Jabos im Tiefflug über dem Grubengelände gekreist sind. Morgens war ich noch mit dem Fahrrad gefahren,

nun ging ich zu Fuß und auf Umwegen zurück. In den Stollen ist kein Bergmann mehr eingefahren. Nur die Leute flüchteten sich vor dem Beschuß in das Bergwerk.

Aber dann sind Sie doch Bürgermeister in Hofen geworden?

Ja! Aber das hat mit dem Bergbau nichts mehr zu tun. Am 21. April 1945 sind die Amerikaner nach kurzem Artilleriebeschuß in Hofen eingerückt. Auch mein Haus wurde dabei beschädigt und alle Fensterscheiben waren kaputt. Ich mußte oft den Dolmetscher machen, weil ich Englisch konnte. Da habe ich oft helfen und schlichten müssen. Dabei lernten mich der Gouverneur und der deutsche Landrat kennen. Sie wußten, wer ich bin und so bin ich eben zuletzt Bürgermeister in Hofen geworden. Davon gäbe es viel zu erzählen. Doch darüber ein andermal.

Dankeschön, Herr Bürgermeister Maier! Vielleicht hat später doch jemand Interesse daran, zu erfahren, wie es im Bergwerk Wasseralfingen zugeht, wie die Bergleute gelebt haben und wie schwer es auch ein junger Mensch hatte, der in der Grube Steiger werden wollte und Steiger geworden ist.